

„Wartesaal des Todes“

Bestsellerautor Henning Mankell über seine Liebe zu Afrika, die Notwendigkeit westlicher Hilfe und den Stolz der ärmsten Menschen dieser Erde

Bildungstradition verwendet wie zum Beispiel Renaissance, gewann seine Amtskollegen aus Nigeria, Senegal, Algerien und Ägypten für seinen Plan, der schließlich von der Staatengemeinschaft akzeptiert wurde.

Statt mehr Entwicklungshilfe zu fordern, betont Nepad die Eigenverantwortung der afrikanischen Staaten. Sie selbst seien für ihre gegenwärtige Misere hauptverantwortlich; und es liege an ihnen, Afrika in eine bessere Zukunft zu führen.

Das sind neue Töne. Außerdem ließ Nepad das unter Afrikas Staaten bislang eiserne verteidigte Prinzip der gegenseitigen Nichteinmischung fallen und beschloss neben wirtschaftlichen Zielen einen politischen Prozess gegenseitiger Kontrolle. Unabhängige Experten sollen die einzelnen Länder beurteilen.

Beim Afrika-Wirtschaftsforum im Juni im südafrikanischen Durban geschah das tatsächlich. Ein Jahr nach Verkündung der Nepad-Prinzipien wurden Botswana, Tunesien, Gambia und Südafrika für „gute Regierungsführung“ gelobt. Das Quartett führte eine Rangliste von 21 Staaten an; am Ende standen Nigeria und Tschad, Simbabwe blieb ausgeklammert.

Nepad hat jedoch auch Kritiker. Das Bündnis berücksichtige Wünsche und Bedürfnisse afrikanischer Bürger nur in sehr geringem Maße, sagen Gewerkschaften und Kirchen. Nepad wolle in erster Linie Wachstum – und setze dasselbe Ziel, das seit jeher mit Entwicklungshilfe verknüpft werde und Afrika nicht geholfen habe.

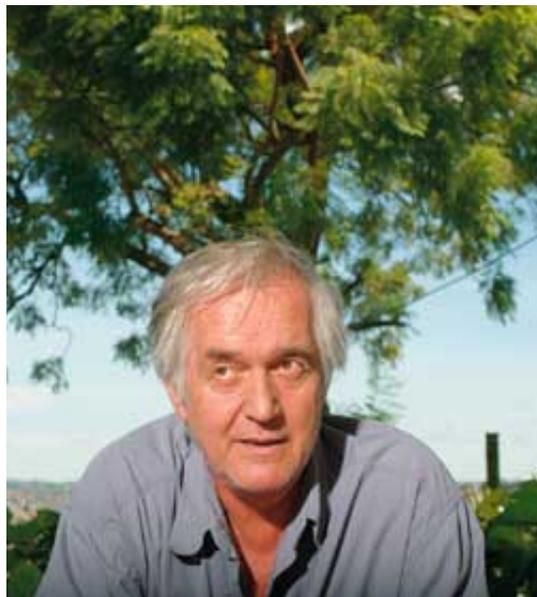
Vor allem die vergangenen Jahr gegründete Afrikanische Union (AU) erwachte in der Woche der Bush-Visite zu überraschender Regsamkeit. In der mosambikanischen Hauptstadt Maputo beschloss die Gemeinschaft, erkennbar aufgewertet durch die Anwesenheit des Ghanaers Kofi Annan, sich Gremien und Institutionen nach dem Vorbild von EU und Uno zuzulegen – ein panafrikanisches Parlament und einen Friedens- und Sicherheitsrat.

„Sie werden mich für bescheuert halten“, kommentierte der irische Popstar und Afrika-Aktivist Bob Geldof die Woche des Schwarzen Kontinents, „aber die Bush-Verwaltung ist im positiven Sinne die radikalste in Sachen Afrika seit Kennedy.“

Wesentlich distanzierter auf den womöglich kurzlebigen Hype reagierte die Symbolfigur Nelson Mandela. Bush, der gerade noch den Irak überfallen habe, bleibe „eine Gefahr für den Weltfrieden“, erklärte der 84-jährige Friedensnobelpreisträger aus Südafrika und war für den Gast aus Washington nicht zu sprechen.

Mandela hat nicht vergessen, dass Bushs Vize Richard Cheney einst als Abgeordneter des Repräsentantenhauses gegen eine Resolution stimmte, die seine Freilassung aus dem Zuchthaus forderte.

RÜDIGER FALKSOHN,
HANS HIELSCHER, THILO THIELKE



Henning Mankell

lebt seit Jahren abwechselnd in Schweden und in der mosambikanischen Hauptstadt Maputo, wo er das Teatro Avenida leitet. Zu Ruhm kam der Regisseur mit seinen allein in Deutschland mehr als vier Millionen Mal verkauften und zum Teil verfilmten Krimis um den spröden Kommissar Kurt Wallander. Mankell, 55, befasst sich mit Themen wie Armut, Globalisierung und berührt in seinen Büchern auch häufig moralisch-juristische Probleme. Einige Werke haben Bezug zu Afrika, insbesondere der Roman „Der Chronist der Winde“, in dem er einem Straßengänger ein literarisches Denkmal setzt.

SPIEGEL: Herr Mankell, Sie leben seit 15 Jahren abwechselnd in Schweden und in Mosambik. Was fasziniert Sie so an Afrika?

Mankell: Ich wuchs als Kind in einem Dorf im Norden Schwedens auf, da gab es einen kleinen Fluss, und in meinen Träumen wandelte er sich in den Kongo. Ich träumte davon, das Ende der Welt zu finden. Afrika war das Exotischste, was ich mir vorstellen konnte. Damals war ich 6 oder 7 Jahre alt. Mit 23 hatte ich genug Geld zusammen und landete in Guinea-Bissau, das war im November 1972. Mir wurde klar, dass das Ende der Welt zwar nicht existiert, aber dafür Afrika. Es war das Ende meiner Kindheit, meiner Jugend – ich war erwachsen.

Das Gespräch führten die Redakteure Rüdiger Falksohn und Thilo Thielke in Kampala (Uganda).

SPIEGEL: Als Sie 1987 zum ersten Mal nach Mosambik kamen, tobte dort der Bürgerkrieg ...

Mankell: ... und das Flugzeug landete im Sturzflug. Neben mir saß ein Afrikaner, der wurde blass wie ich. Erbleichen hat nichts mit der Hautfarbe zu tun, es geschieht von innen, aus Furcht. Mir zeigte das: Wir gehören zur gleichen Familie. Wir mögen verschiedene Hautfarben haben, aber wir fürchten und lieben die gleichen Dinge. Vielleicht ist sogar die wichtigste Erkenntnis, die Afrika betrifft, dass die Wiege der Menschheit im Rift Valley stand und wir alle möglicherweise von derselben Frau abstammen. Unsere Urmutter war schwarz, daran sollten wir immer denken.

SPIEGEL: Wie lebte es sich in einem Bürgerkriegsland?

Mankell: Es war für mich eine schreckliche Erfahrung, mit welcher Leichtigkeit Nachbarn einander umbringen. Anfang der neunziger Jahre begannen die Balkankriege, und sie bestätigten, dass solche Brutalität natürlich kein afrikanisches Phänomen ist.

SPIEGEL: Aber es ist ausgerechnet Afrika, das ständig am Rand der Katastrophe navigiert, politisch wie humanitär. Ausgerechnet in Afrika scheint das Metzeln und Morden und Hungern nie aufzuhören.

Mankell: Ich halte es für einen schrecklichen Fehler, immer von

einem Afrika zu sprechen. Dieses Denken stammt aus der Kolonialzeit, als alles Afrikanische herabgesetzt und vereinfacht wurde. Afrika besteht aus vielen kleinen Afrikas.

SPIEGEL: Die klassischen Geißeln der Dritten Welt wie Bürgerkriege, Aids und Hunger finden sich leider auf dem gesamten Kontinent – in Liberia genauso wie im Sudan oder in Burundi. Sind in erster Linie die korrupten Eliten dafür verantwortlich, dass die Zustände sich nicht bessern?

Mankell: Durchaus, aber die politischen Strukturen sind auch eine Folge der Armut, und diese Armut haben wir erzeugt, während der Kolonialzeit. Heute bestimmen Weltbank und Weltwährungsfonds die Regeln für Afrika, und das blockiert die Entwicklung, anstatt zu helfen.

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang auch ein Wort zum Thema Demokratie sagen. Wir wissen doch, wie teuer Demokratie ist, was wir für unsere Parlamentswahlen ausgeben. Wenn man dieses Geld aber nicht hat, wie zum Teufel soll man dann eine starke Demokratie aufbauen? Mosambik zum Beispiel kann nicht einmal seine Abgeordneten vernünftig bezahlen. Nein, die Armut ist das Hauptproblem. Und um es klar zu sagen: Wir sind in vielerlei Hinsicht dafür verantwortlich.

SPIEGEL: Der Kongo könnte sogar einer der reichsten Staaten überhaupt sein. Dennoch herrscht Chaos.

Mankell: Mich macht das kurze Gedächtnis der westlichen Welt sehr wütend. In Schweden hat der Aufbau der Demokratie mindestens 100 Jahre gedauert. Wir wissen auch um ihre Zerbrechlichkeit in Deutschland. Aber wir kommen nach Afrika und fordern freie Wahlen, wir gewähren 10 Jahre Zeit und sagen dann bye-bye. Was soll das? Wir müssen diese Prozesse über 20, 30 oder 40 Jahre unterstützen.

SPIEGEL: Dass Afrika Hilfe von außen benötigt, steht für Sie außer Frage?

Mankell: Ja. Afrika braucht Geld und Geduld. Wir müssen zurückzahlen, was wir genommen haben. Wir sollten behilflich sein, eine Infrastruktur zu schaffen, die es ermöglicht, Rohstoffe in Eigenregie auszubehuten. Wir sollten helfen, ein Steuersys-

tem aufzubauen und effektive Zollkontrollen. So etwas existiert nämlich in vielen Ländern nicht.

SPIEGEL: US-Präsident Bush verspricht in erster Linie Aids-Hilfe. Quasi im Gegengeschäft sollen seine Anti-Terror-Truppen Militärbasen nutzen dürfen. Wie bewerten Sie seine Fünf-Tage-Tour?

Mankell: Dass die USA Unterstützung im Kampf gegen Aids in Aussicht stellen, ist natürlich zu begrüßen, aber das hätten sie

schon vor zehn Jahren tun müssen. Ich glaube, dass Bush andere Gründe für seine Afrika-Reise hatte. Nachdem klar geworden ist, dass der Irak-Krieg auf Lügen gegründet war, dass er wahrscheinlich der größte politische Skandal der letzten 50 Jahre ist, sucht Bush neue Freunde. Und deshalb hat er ein paar Vorzeigestaaten besucht, die seine Weltsicht teilen.

SPIEGEL: Werden auch Länder abseits seiner Route von dem Besuch profitieren?

Mankell: Abwarten ist eine afrikanische Tugend. Wichtig wären jedenfalls Handelserleichterungen, so dass die in erster Linie landwirtschaftlichen Erzeugnisse des Kontinents zu konkurrenzfähigen Preisen exportiert werden können. Das wäre ein positives Signal.

SPIEGEL: Der Westen scheint aber, wenn man seine Subventionspolitik betrachtet, eher an Rohstoffen interessiert zu sein und an deren reibungsloser Ausfuhr.

Mankell: So ist es, und außerdem ist er immer mit Antworten gekommen, nie mit Fragen. Afrika muss aber seine eigenen Wege finden. Das Wichtigste sind die Menschenrechte, die gefahrlose Kritik an politischen Verhältnissen. Vor allem muss sich auch die

SPIEGEL: Vorige Woche schien der Kontinent geradezu aus einer Lethargie zu erwachen. In Liberia will die westafrikanische Wirtschaftsgemeinschaft Ecomas einschreiten, in Durban tagte die Afrikanische Union. Sie will sich jetzt wie die EU organisieren. Sind das Effekte des Bush-Besuchs?

Mankell: Es gibt manchmal Koinzidenzen. Ich denke, dass die Afrikaner ein Zeichen setzen wollten: Wir sind nicht nur Opfer, wir können uns selbst helfen.

SPIEGEL: Mit dem aktuellen Krisenmanagement an allen Brennpunkten sind die Afrikaner überfordert. Der Kongo wird immer tiefer in der Anarchie versinken, sofern die internationale Gemeinschaft nicht einschreitet.

Mankell: Weil die politischen Strukturen schwach sind und die unermesslichen natürlichen Reichtümer Begehrlichkeiten wecken. Die meisten Staaten haben keine nennenswerte Industrie, weil die Kolonialmächte nie am Aufbau eigenständiger Volkswirtschaften interessiert waren. Deshalb fehlen auch die Mittel, um in solchen Konflikten einzugreifen. Effiziente Armeen sind teuer.

SPIEGEL: Dennoch wird Afrika, besonders von den USA, ständig aufgefordert, seine schwachen Binnenmärkte weiter zu liberalisieren. Führt solch eine vollständige Öffnung nicht zum totalen Ausverkauf Schwarzafrikas?

Mankell: Wir leben in einer Zeit der amerikanischen Arroganz, in mehrfacher Hinsicht. Wir wissen zum Beispiel nicht

„Wir wissen alles darüber, wie Afrikaner sterben, und wir wissen nichts darüber, wie sie leben.“



Soldat einer westafrikanischen Friedenstruppe*, Hilfslieferungen nach Angola: „Geld hilft immer, Anstand hilft immer“

genug über die Risiken von Gennahrung. Dennoch machen die USA Druck und wollen sie exportieren. Nichtsdestotrotz: Menschen dürfen niemals verhungern. Wenn das Haus brennt, fragt man nicht, woher das Wasser kommt.

SPIEGEL: Bleibt der „vergessene Kontinent“ auch nach dem Bush-Besuch auf der Tagesordnung?

Mankell: Es wäre wünschenswert, denn ein ernsthafter Blick auf die afrikanischen Ver-

Lage der Frauen verbessern. Auf ihnen ruht die ganze Last, sie ernähren die Familien, aber niemand schenkt ihnen Gehör.

SPIEGEL: Erkennen Sie denn Fortschritte?

Mankell: Die Menschen sehen häufiger Fernsehen, immer mehr Leute lernen Lesen und Schreiben, das stärkt indirekt die demokratische Idee. Afrika ist auf dem Weg.

* Bei der Überwachung der Wahlen in Liberia 1997.



TOBY SELANDER / GALBE.COM

Autor Mankell (r.) in Uganda*: „Man muss sich hüten vor einer Inflation des Schreckens“

hältnisse ist wichtiger denn je. Man muss sich allerdings hüten vor einer Inflation des Schreckens: dass die Menschen in den Industrienationen das Gefühl bekommen, sie sähen immer dasselbe Kind, mit derselben Fliege am Auge, mit demselben Hungerbauch und mit derselben toten Mutter. Dann fragen sie sich nämlich, ob Spenden nichts bewirken. Dabei stimmt das nicht: Geld hilft immer. Anstand hilft immer.

SPIEGEL: Welches Afrika-Bild erwarten Sie denn, angesichts des ganzen Elends?

Mankell: Wir wissen alles darüber, wie Afrikaner sterben, und wir wissen nichts darüber, wie sie leben. Jedes Mal, wenn ich in Europa bin, werde ich traurig und frustriert, dass sich die Medien so ausschließlich auf die negativen Aspekte konzentrieren. Das werfe ich ihnen vor.

SPIEGEL: Ohne diese Fokussierung würden wohl noch weniger private Mittel fließen.

Mankell: Ich plädiere nicht für ein romantisches Afrika-Bild. Das liegt mir fern. Und dass es massenhaft Probleme gibt, steht fest. Aber wir sollten über den Kontinent auf eine Weise berichten, wie wir auch Berichte über uns selbst wünschen.

SPIEGEL: Eine der Standardlösungen heißt Entwicklungshilfe, und sie ist fast immer an Interessen der Geberländer geknüpft. Sind Sie damit einverstanden?

Mankell: Ich persönlich glaube seit jeher an das Solidaritätsprinzip. Mein Leben wird

nur besser, wenn sich auch das Leben für andere bessert. Darin liegt also eine egoistische Dimension, und das geht durchaus in Ordnung. Wenn wir nicht eine bessere Zukunft für die Armen in der Dritten Welt gestalten, dann isolieren wir uns und bauen unser eigenes Ghetto. Solidarität nützt allen, auch mir und meinen Kindern.

SPIEGEL: Gibt es einen afrikanischen Staat, der als Zukunftsmodell dienen könnte?

Mankell: Südafrika, wobei natürlich die Ausnahmeerscheinung Nelson Mandela eine Schlüsselrolle spielte. Er schaffte das Unmögliche, den Machtwechsel ohne Bürgerkrieg. Auch Mosambik ist eine

„Afrika braucht Geld und Geduld. Wir müssen zurückzahlen, was wir genommen haben.“

kleine Erfolgsstory. Seit 1992 herrscht dort Frieden. Mosambik ist zwar arm, hat aber genug Wasser, ausgezeichnete Bedingungen für die Landwirtschaft, es verfügt über Bodenschätze und ist nicht überbevölkert.

SPIEGEL: Eine neue Generation integrierter Figuren wie Mandela ist nicht in Sicht.

Mankell: Es gibt aber eine junge Garde Intellektueller, die eine neue Debatte über afrikanische Identität begonnen hat und eigene Lösungen diskutiert. Dieser Diskurs ist überall im Gange und enorm wichtig.

SPIEGEL: Fallen Ihnen spontan Namen ein?

Mankell: Zum Beispiel der mosambikanische Schriftsteller Mia Couto. In fünf oder zehn Jahren werden Sie die neuen Stimmen Afrikas in jeder Buchhandlung finden. Wichtig ist, dass wir ihnen zuhören und nicht auf unseren Vorstellungen beharren.

SPIEGEL: Sehen Sie das als Ihre Mission? Zuhören und vermitteln?

Mankell: Mission ist ein großes Wort. Hier in Uganda habe ich, im Rahmen eines Filmprojekts, Aids-Kranke besucht, vorwiegend Frauen. Sie erzählten mir ihr Leben, während sie im Wartesaal des Todes lagen. Es sind Menschen, die an ein besseres Schicksal für ihre Familie, für ihr Land glauben. Diesen Optimismus finden Sie überall in Afrika. Eine Begegnung hat mich ganz besonders beeindruckt, das war in Nord-Mosambik noch während des Bürgerkriegs. Man traf dort Menschen mit abgeschlagenen Gliedmaßen, es war fürchterlich. Mir begegnete ein junger Mann, vielleicht 18 Jahre alt, mager wie ein Skelett, die Kleidung zerrissen, barfuß – aber er hatte sich mit Erdfarbenen Schuhe auf die Füße gemalt.

SPIEGEL: Sie haben ihn später, in der Gestalt des auf einem Friedhof lebenden Taschendiebs Castigo, in Ihrem Afrika-Roman „Der Chronist der Winde“ verewigt ...

Mankell: ... denn der Mann steht für eine Haltung. Die Afrikaner durchleben schwere Zeiten, aber sie malen notfalls Schuhe auf die nackten Füße – um ihren Stolz, um ihre Würde zu bewahren.

SPIEGEL: Herr Mankell, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Während der Dreharbeiten zu einer Dokumentation über Aids.